THEOLOGISCHE HOCHSCHULE ELSTAL

Vielfalt

Elstaler Impulse

NKENHANDELNGLAUBENDENKENHANDELNGLAUBENDENKENHANDELNGLAUBENDENKENHANDELNGLAUBENDENKENHANDELNGLAUBENDE

Wir geben diese Impulshefte bewusst kostenlos an Interessierte weiter, freuen uns aber auch über Feedback oder über Spenden für die Finanzierung des nächsten Heftes. Falls Sie weitere Hefte oder die bereits in dritter Auflage neu aufgelegte Ausgabe zum Thema Baptismus bestellen möchten, können Sie dies bei uns tun.

Bestelladresse:
Theologische Hochschule Elstal
Rektorat · Johann-Gerhard-Oncken-Str. 7 · 14641 Wustermark OT Elstal
Oder: impulse@th-elstal.de

Vielfalt

Elstaler Impulse

© Kollegium der Theologischen Hochschule Elstal
Wustermark OT Elstal
1. Auflage 2015

www.th-elstal.de

Abdruck oder Veröffentlichung auf elektronischen Medien, auch in Auszügen, nur mit Genehmigung des Herausgebers.

Titelfoto: Cattari Pons / photocase.de
Design & Druck: www.c-promo.de

Vorwort

Gottes Schöpfung ist bunt und die Menschen in ihr sind vielfältig. Vielfältig sind ihre Kulturen, vielfältig ihre Lebensstile, ihre Glaubensüberzeugungen und ihre Vorlieben. In dieser Vielfalt menschlichen Lebens liegt eine große Chance: Vielfalt macht gegenseitige Ergänzung und Bereicherung möglich. Sie fordert uns heraus, Neues und Anderes zu entdecken und uns auf neue Erfahrungen einzulassen. Vielfalt kann aber auch Angst machen, kann verunsichern und das Gewohnte in Frage stellen, weil sie Alternativen aufzeigt, die vorher nicht denkbar oder lebbar waren. Daher lohnt es sich, über das Thema Vielfalt ins Gespräch zu kommen.

Der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden hat die Jahre 2015 und 2016 unter das Thema „Bunte Gemeinde“ gestellt, denn die Vielfalt der Menschen prägt nicht nur die moderne Gesellschaft, sondern auch das Miteinander in den Gemeinden und zwischen den Gemeinden. Aus diesem Anlass hat auch das Kollegium der Theologischen Hochschule Elstal dieses vierte Heft der „Elstaler Impulse“ dem Thema Vielfalt gewidmet. Die einzelnen Beiträge beleuchten unterschiedliche Aspekte des Themas aus der jeweiligen fachlichen Perspektive der Kollegiumsmitglieder der Hochschule. Die einzelnen, kurzen Impulse wollen dazu anregen, die bunte Vielfalt in der Gemeinde Gottes wahrzunehmen und Wege für ein gelingendes Miteinander in der Vielfältigkeit unserer Gesellschaft zu suchen.

Wir wünschen Ihnen, dass Sie bei der Lektüre dieses Heftes zu neuen Gedanken und Ideen angeregt werden.

Elstal, April 2015

Prof. Dr. Michael Kißkalt

Prof. Dr. Ralf Dziewas

Die Autoren - Das Kollegium der Theologischen Hochschule Elstal

Prof. Dr.
Michael Rohde
Altes Testament

Prof. Dr.
Carsten Claußen
Neues Testament

Prof. Dr. Dr.
Martin Rothkegel
Kirchengeschichte

Prof. Dr. Uwe Swarat
Systematische Theologie und Dogmengeschichte, Studienleiter

Prof. Dr.
Michael Kißkalt
Missionswissenschaft und Interkulturelle Theologie, Rektor

Prof. Dr.
Andrea Klimt
Praktische Theologie mit den Schwerpunkten Seelsorge und Gemeindepädagogik

Olaf Kormannshaus
Praktische Theologie mit den Schwerpunkten Seelsorge und Psychologie

Prof. Dr.
Ralf Dziewas
Diakoniewissenschaft und Sozialtheologie, Prorektor

Prof. Dr. Volker Spangenberg
Praktische Theologie mit den Schwerpunkten Pastoraltheologie und Homiletik

Inhalt

Fremdheitserfahrungen Israels als Schlüssel zur Offenheit für Fremde
Michael Rohde 8

Das frühe Christentum und die Vielfalt ethnischer Herkunft
Carsten Claußen 11

Bunt – evangelisch – freikirchlich
Martin Rothkegel 14

Vielfalt von Kulturen – Vielfalt von Göttern?
Uwe Swarat 17

Die Mission der Gemeinde Jesu in vielen Kulturen
Michael Kißkalt 20

Mit Widersprüchen leben – Spannungen aushalten – Vielfalt Raum geben
Andrea Klimt 23

Sich über Vielfalt freuen
Olaf Kormannshaus 26

Vielfalt und Einmütigkeit – Gemeinden im Wandel
Ralf Dziewas 29

Vielfalt im Pastorenberuf
Volker Spangenberg 32

Informationen zur Theologischen Hochschule Elstal
..... 36

Michael Rohde

Fremdheitserfahrungen Israels als Schlüssel zur Offenheit für Fremde

Das alte Israel hält in seinem kulturellen Gedächtnis die Erinnerung auf lebendige Weise wach, dass es selbst in der Fremde gelebt hat. Ein Fremder (hebräisch *ger*) ist in biblischer Zeit ein Mensch, der aus reiner Not seine Heimat verlässt und fern der Heimat sein Glück versucht. Der typische Fremde im alten Israel ist also ein Wirtschaftsflüchtling, der wegen Hungersnot oder Krieg seine Heimat verlässt. Ein Fremder in damaliger Zeit war rechtlich selbständig, aber ohne eigenen Grundbesitz. Er kann über ein Haus, Knechte, Mägde und Sklaven verfügen, ist aber nicht in eine Verwandtschaft eingebunden, da er weit weg von seinem Geburtsort lebt. 1.Mose 12,10 erzählt von der Flüchtlingsbiographie Abrahams: *„Es kam aber eine Hungersnot über das Land. Da zog Abram nach Ägypten hinab, um dort als Fremder zu weilen, denn die Hungersnot lastete schwer auf dem Land.“* Nach Ägypten fliehen viele Menschen im Alten Orient vor der Knappheit der Ressourcen in ihren Ländern, wer solche Flüchtlinge „Wirtschaftsflüchtlinge“ nennt, liegt nicht ganz falsch – Menschen fliehen, um zu überleben, zu den Kornreserven des Orients, nach Ägypten.

Offensichtlich sind es so viele Flüchtlinge, dass die ägyptische Regierung wenig zimperlich mit den Arbeits-Migranten umgeht und ihnen Fronlasten aufgelegt werden, um sie klein zu halten (2.Mose 1,8-14). Die Politik der Ägypter kommt auch modernen Ohren bekannt vor: Aus Angst vor Überfremdung und Verdrängung werden aus den gern gesehenen Gastarbeitern unterdrückte Fronarbeiter, die hart ran genommen werden. Man braucht sie, um Prachtstädte und Pyramiden zu bauen, aber man fürchtet ihre Fruchtbarkeit – man macht den Fremden Arbeitern das Leben schwer. Und diese träumen von einem Leben in Freiheit.

In der Fremde kann man als Minderheit Unglückserfahrungen machen. Davon wissen die hebräischen Flüchtlinge. Prototyp des Unglücks in der Fremde ist Mose. Mose ist nach biblischer Überlieferungen der einzige hebräische Sohn, der in Ägypten den Befehl des Pharaos überlebt, alle Erstgeborenen der Hebräer zu töten. Mose ist der Hebräer mit doppelter Identität, er wächst am ägyptischen Königshof bei der Amme der Pharaonin auf und genießt elitäre Bildung und Erziehung. Mose ist aber auch der Hebräer, der sich als Bruder seiner Hebräergenossen empfindet und für Gerechtigkeit kämpft, sogar mit Gewalt. Mose, der Ägypter und Hebräer, wird zum Totschläger eines ägyptischen Aufsehers (2.Mose 2,11-12) und muss in die Fremde fliehen, nach Midian.

Mose lebt als Fremder in Midian und heiratet eine ausländische Frau. Seinen ersten Sohn nennt er „Gerschom“ (d.h. „Gast dort“), *„denn ich bin Gast in einem fremden Land geworden“* (2.Mose 2,22). Dort, in der nächsten Fremde, heiratet Mose die Tochter eines midianitischen Priesters und kehrt erst nach seiner Berufung zurück nach Ägypten, um sein Volk in die Freiheit zu führen.

Biographie und Theologie prägen einander. Das gilt auch für die Theologie der Bibel, sie ist von den Erfahrungen von Menschen zutiefst geprägt und geformt. Es ist zur Aussage der Israeliten über sich selbst geworden: „Wir sind fremd gewesen!“ Die eigene Erfahrung, fremd und auch ohnmächtig anderen Mehrheiten und Mächten ausgeliefert zu sein, hat Israel zutiefst geprägt.

Ein wunderschöner Ausdruck der eigenen Flüchtlingsbiographie zeigt sich im späteren Umgang mit Flüchtlingen, wenn Israel die Macht hat, die Gebote des Zusammenlebens für die Mehrheitsgesellschaft zu bestimmen oder wenigstens in einer sozialen Utopie Gesetze für das Leben zu entwickeln. Was ein Glaube wert ist, zeigt sich besonders, wenn die Glaubens-

träger die Macht haben, ihre Regeln für alle zum Maßstab zu erheben und wie sie dann damit umgehen.

Die Zehn Gebote haben im Sabbatgebot in der Fassung des 5. Buch Mose die Erfahrung der Fremdheit und des Unglücks in der Fremde nicht vergessen, sondern erinnern sie und schöpfen daraus Barmherzigkeit. Das Sabbatgebot (5.Mose 5, 13-14) richtet sich bereits an Menschen, die nicht nur als Kleinviehnomaden mit ihren eigenen Ziegen und Schafen umherziehen, sondern die Sklaven haben und die auch in Städten wohnen. Das „Tor" ist in den orientalischen Städten der Markplatz der Antike, Ort der Rechtsprechung, und eben Eingang zu einem befestigten Ort. Die Sabbatruhe soll nicht nur das Vorrecht der Oberschicht, der Reichen oder Mächtigen sein, die sich Ruhe gönnen können, sondern der Sabbat ist der Tag der Freiheit für Kinder (von den Eltern), für Tiere (vor ihren Herren, Züchtern und Hirten), der Fremden (!) vor den Einheimischen. Dieser Tag der Freiheit und Unabhängigkeit, soll an Unfreiheit und Fremdbestimmung erinnern: *„Und denke daran, dass du Sklave gewesen bist im Land Ägypten und dass der HERR, dein Gott, dich von dort herausgeführt hat mit starker Hand und ausgestrecktem Arm. Darum hat dir der HERR, dein Gott, geboten, den Sabbattag zu halten."* (5.Mose 5,15).

Die Erfahrung, fremd und unterdrückt in der Fremde zu sein, hat die Identität Israels nachhaltig geprägt, über Generationen, ja Jahrhunderte hinweg, bis in die Gegenwart hinein, steht am Sabbat alles still! Israel lernt aus seiner Flüchtlingsbiographie: Sie wünschen auch den Fremden unter sich eine Unterbrechung der Fremdbestimmung, sie wünschen ihnen Schutz gegen Rechtsbeugung und erträgliche Lebensbedingungen (5.Mose 24,17-22).

Carsten Claußen

Das frühe Christentum und die Vielfalt ethnischer Herkunft

Das frühe Christentum entsteht in einer religiösen Welt, in der die Unterscheidung von Juden und Nicht-Juden die verschiedenen Lebensbereiche durchzieht. Juden in der gesamten antiken Mittelmeerwelt sehen sich als das Bundesvolk des einen Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs. Dabei ist die Vielfalt jenseits der Identitätsmerkmale von Beschneidung, Sabbatobservanz und Speisegeboten durchaus groß. Im Neuen Testament bricht die Grenzziehung zwischen Juden und Nicht-Juden auf. Menschen aus allen Völkern und Nationen dürfen jetzt „Vater" zu Gott sagen (Jes 64,7; Röm 4,16-18). Diese Ausweitung ist ein langer und teilweise schmerzhafter Prozess.

Erste Hoffnungsspuren auf eine Überwindung der Trennung von Heidenvölkern und Israel finden sich bereits in den späten Texten des Jesaja- und Sacharjabuches. Dort bricht sich die Hoffnung Bahn, dass eines Tages auch die Völker in friedlicher Absicht zum Zion ziehen werden, um den Gott Israels zu verehren (Jes 60 u. 66; Sach 14). Die ethnischen und religiösen Grenzen, die Israels Identität schützen, sollen überwunden werden, um das Heil allen Menschen zu öffnen.

Auch die Verkündigung Jesu zeigt zunächst noch Spuren eines ethnisch exklusiven Denkens und Handelns. Als eine nicht-jüdische Frau ihn um die Heilung ihrer Tochter bittet, reagiert er erst einmal ablehnend: *„Ich bin nur zu Israel gesandt, dieser Herde von verlorenen Schafen* (Mt 15,24; vgl. 10,6)." Erst am Ende des Matthäusevangeliums weist der Missionsbefehl die Jünger zu allen Völkern (Mt 28,19). Diese Dynamik der Evangeliumsverkündigung wird in der Apostelgeschichte geographisch konkretisiert: *„Aber wenn der Heilige Geist auf euch herabkommt, werdet ihr Kraft empfangen. Dann wer-*

det ihr meine Zeugen sein – in Jerusalem, in ganz Judäa und Samarien und bis ans Ende der Erde“ (Apg 1,8). Allen Menschen gilt die Heilszusage Gottes. Wer sind die ersten Christen außerhalb des Judentums?

Am Anfang der Heidenmission steht die Bekehrung des römischen Hauptmanns Kornelius (Apg 10). Er hat bereits Kontakt zum Judentum und Lukas beschreibt ihn als „fromm und gottesfürchtig“. Als Petrus in seinem Haus das Evangelium predigt, empfangen die Zuhörer den Heiligen Geist. Da begreift Petrus: Wenn auch auf Heiden der Geist Gottes kommt, dann können sie getauft werden und dürfen Jesus nachfolgen. So entsteht um diesen römischen Offizier die erste heidenchristliche Gemeinde. Auch für Petrus ist diese Entwicklung alles andere als selbstverständlich. Von judenchristlicher Seite in seiner Jerusalemer Heimatgemeinde stößt er auf Protest. *„Du bist zu Fremden gegangen und hast sogar mit ihnen gegessen“* (Apg 11,3), lautet der Vorwurf. Ein bedeutender Schritt des Evangeliums vom Judentum hinaus zu allen Menschen erfolgt damit jedoch im Haus des Kornelius in Caesarea.

Zu vielen weiteren Begegnungen des Evangeliums mit der heidnischen Umwelt kommt es durch den „Völkerapostel“ Paulus (ab 46 n.Chr.). In der Nähe von Philippi trifft er auf Lydia, einer Ausländerin aus der Stadt Thyatira in Lydien in der heutigen Türkei (Apg 16). Manche Exegeten vermuten, sie sei eine freigelassene Sklavin. Längst ist sie eine erfolgreiche Purpurhändlerin. In der jüdischen Gebetsversammlung gehört sie zu den sogenannten Gottesfürchtigen, also Menschen, die aus verschiedenen Gründen nicht Mitglied der Synagogengemeinde werden. Lydia kommt durch die Predigt des Petrus zum christlichen Glauben. Damit ist sie die erste Person, die sich auf dem europäischen Kontinent bekehrt. Das Christentum in Europa beginnt also mit einer Frau, einer Asiatin, eventuell einer ehemaligen Sklavin. Als Lydia getauft ist, will sie Paulus und dessen Freunde einladen; doch ihre Worte spiegeln noch etwas von dem Zweifel der Eingeladenen. Sie drängt: *„Wenn ihr überzeugt seid, dass ich wirklich an den Herrn glaube, dann kommt in mein Haus. Ihr könnt bei mir wohnen!“* (Apg 16,15). Die Heidenchristin hat es bereits begriffen: Gott will bei ihr wohnen. Paulus und die anderen Wanderprediger müssen ihre Schwellenängste dagegen erst noch überwinden.

In den neuen christlichen Gemeinden dürfen Menschen wie Kornelius und Lydia wirklich dazugehören. Die Leiter der Jerusalemer Urgemeinde um Jakobus lehnen diese Öffnung hin zu den Heidenchristen jedoch zunächst ab (Apg 11). So kommt es zum Streit mit Paulus und seinen Mitarbeitern (Apg 15; vgl. Gal 2), die die Beschneidung und überhaupt die Beachtung der Tora nicht länger als heilsnotwenig ansehen. Beim Apostelkonzil (Apg 15) ringen die Jerusalemer Autoritäten um Jakobus hart mit Paulus und Barnabas. Schließlich kommt man überein, aufeinander Rücksicht zu nehmen und gewisse Mindeststandards bei den Heidenchristen einzuhalten: *„Sie sollen keine Götzen verehren und nicht mit Verwandten schlafen. Und sie sollen kein Fleisch von Tieren essen, die nicht ausgeblutet sind, oder Blut zu sich nehmen“* (Apg 15,20). Es ein mühsamer Weg, aber Paulus ist wohl der erste, jedenfalls der, der am klarsten erkennt: *„Es spielt keine Rolle mehr, ob ihr Juden seid oder Griechen, unfreie Diener oder freie Menschen, Männer oder Frauen. Denn durch eure Verbindung mit Christus Jesus seid ihr alle wie ein Mensch geworden. Wenn ihr aber zu Christus gehört, dann seid ihr Abrahams Nachkommen. Damit bekommt ihr auch das Erbe, das Gott ihm versprochen hat“* (Gal 3,28f.). Die Unterschiede von ethnischer Herkunft, sozialem Status und Geschlecht dürfen im Reich Gottes niemanden benachteiligen, nicht in Bezug auf das Heil und auch sonst nicht. Christen und Christinnen dürfen einander nicht als „Fehlfarben“ vom Evangelium und von der Gemeinde fernhalten. Das ging weder damals, noch geht es heute.

(alle Bibelzitate stammen aus der Basisbibel)

Martin Rothkegel

Bunt – evangelisch – freikirchlich

Der Protestantismus, das evangelische Christentum, war lange Zeit nicht besonders bunt. In denjenigen deutschen Territorien, in denen sich vor fünf Jahrhunderten die Reformation durchsetzte, hörte nicht nur der farbenprächtige Prunk der mittelalterlichen Kirche auf, auch die Palette möglicher Lebensentwürfe schrumpfte zusammen. Durch die Abschaffung der mittelalterlichen Orden und anderer Lebensformen für ledige Frauen und Männer wurde das Christentum patriarchalischer denn je. Der strenge, gerechte, aber auch fürsorgliche Hausvater war das grundlegende Ordnungs- und Herrschaftsmodell. Frauen, Kinder und Ledige hatten ihren Platz in Gesellschaft und Kirche jeweils unter einem Hausvater. An der Spitze von Gesellschaft und Kirche stand der Fürst als Ober-Hausvater. Gelegentlich sieht man in alten Kirchen noch Kirchengestühl aus einer Zeit, als selbst Sitzordnung und Bequemlichkeit beim Gottesdienst streng nach sozialem Stand abgestuft waren: Fürst und Adel hatten Logen, Ratsherren und - auf dem Land - Hofbesitzer nahmen besondere Plätze ein, für den Rest gab es einfache Bänke ohne Lehne oder Stehplätze. Die Kirche (das galt für Protestantismus und Katholizismus gleichermaßen) war lange Spiegel einer Gesellschaft, in der unterschiedliche Menschen nicht gleichberechtigt miteinander, sondern nur einander über- oder untergeordnet zusammenleben konnten.

Ein zweiter Grund, warum das evangelische Christentum lange Zeit keinen besonders bunten Anblick bot, war die Provinzialität des Protestantismus. Anders als die mittelalterliche Kirche, die über politische Grenzen hinaus eine Einheit gebildet hatte, bestand der Protestantismus aus vielen großen, kleinen und ganz kleinen Staatskirchen, die ethnisch, sprachlich und kulturell meist einigermaßen homogen waren. Der Umgang mit Vielfalt gehörte lange Zeit nicht zum Erfahrungshorizont des evangelischen Christentums. Auf katholischer Seite war dagegen bereits das 16. Jahrhundert eine Blütezeit der weltweiten Mission. Es sollte noch zwei Jahrhunderte dauern, bis der Gedanke der Mission auch auf evangelischer Seite Anhänger fand. 1732 begann die freikirchliche Herrnhuter Brüdergemeine eine weltweite Missionsarbeit. Aus dem Jahr 1747 stammt das sogenannte „Erstlingsbild“ des Malers Johann Valentin Haidt, das heute im niederländischen Zeist hängt. Es zeigt einundzwanzig Personen unterschiedlicher Hautfarbe und Tracht (unter anderem aus der Karibik, Nordamerika und Grönland) vor dem himmlischen Thron Christi. Die dargestellten Frauen, Männer und Kinder waren Gläubige aus den verschiedenen Missionsgebieten der Herrnhuter, die 1747 bereits verstorben waren. Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf und seine Mitarbeiter malten sich aber nicht nur die Buntheit der Schar der Erlösten im Himmel aus, sondern gestalteten auch das irdisch-alltägliche Gemeindeleben der Brüderunität so, dass in ihr ganz unterschiedliche Menschen gemeinsam Kirche sein konnten.

Zinzendorfs Vision einer bunten und zugleich geeinten Gemeinde ist eine der mutmachenden Traditionen im evangelischen (freikirchlichen) Christentum. Man stößt in der Geschichte der freikirchlichen Bewegungen allerdings auch auf viele Beispiele dafür, dass unterschiedliche Menschen trotz Übereinstimmung im Glauben getrennte Gemeinden bildeten. In Nordamerika schlossen sich im Zuge der großen Erweckungsbewegung des 18. Jahrhunderts viele der aus Afrika geraubten Sklaven methodistischen und baptistischen Gemeinden an. Dabei zeigte sich, dass gemeinsames Kirchesein nicht gelingen kann, wenn rassistische Denk- und Verhaltensmuster im Gemeindeleben bestimmend bleiben. In den von Weißen dominierten Gemeinden gab es ausschließlich weiße Prediger, Älteste und Diakone, die schwarzen Gemeindemitglieder saßen getrennt von den Weißen, Schwarze wurden getrennt von Weißen getauft, Schwarzen wurde das Abendmahl getrennt von den Weißen gereicht. Begünstigt durch das baptistische Prinzip der Freiheit und Selbstverantwortlichkeit der einzelnen Gemeinde entstanden schon vor 1800 die ersten ausschließlich schwarzen Baptis-

tengemeinden. Mit der Zeit wurde die Trennung in „schwarze“ und „weiße“ Gemeinden, „schwarze“ und „weiße“ Frömmigkeits- und Gottesdienststile selbstverständlich und, wie es scheint, unumkehrbar.

Es scheint eine der eingebauten Schwächen des baptistischen Gemeindemodells zu sein, dass gelegentlich mehrere „monochrome“ Gemeinden nebeneinander entstehen, statt dass eine „bunte“ Gemeinde beieinanderbleibt. Eine besondere Situation liegt dort vor, wo eine Gemeinde sich auf eine bestimmte Zielgruppe ausrichtet. Je passgenauer Gemeinden die Erwartungen ihrer jeweiligen Zielgruppen bedienen, desto weniger können sie bunte Gemeinden sein. Es gibt zuweilen mehrere freikirchliche Gemeinden am selben Ort, die sich vor allem durch die Musikstile ihrer Gottesdienste unterscheiden. Es gibt freikirchliche Gemeinden, in denen sich vor allem Akademiker wohlfühlen, in anderen dagegen vor allem Nichtakademiker. In Amerika gibt es sogar „Cowboy Churches“, in die sich wahrscheinlich niemand verirren wird, der mit der Cowboy-Kultur nichts anfangen kann. Oft ergibt sich der „monochrome“ Stil einer Gemeinde aus ihrer missionarischen Ausrichtung auf die Menschen in ihrer Umgebung - zuweilen aber auch schlicht daraus, dass Gleich und Gleich sich gern gesellt. Aber selbst farblose oder monochrome Gemeinden können in einem bunten Bund gemeinsam mit anderen Gemeinden etwas von der Farbenpracht des Reiches Gottes sichtbar machen. Denn bei Christus geht es, das hat der Graf Zinzendorf 1747 korrekt malen lassen, bunt zu.

Uwe Swarat

Vielfalt von Kulturen – Vielfalt von Göttern?

Die immer enger werdenden Verbindungen von Menschen rund um den Globus machen spürbar, wie vielfältig die Kulturen der Welt sind. Auch die Gesellschaften westlicher Länder werden durch wachsende Einwanderung multikulturell geprägt. Das stellt alle Beteiligten vor die Aufgabe, mit dieser Vielfalt konstruktiv umzugehen. Dabei kommt es auch auf die religiöse Einstellung der Menschen an. Ohne Frieden zwischen den Religionen wird es keinen Frieden in der Welt und in jeder einzelnen Gesellschaft geben.

In diesem Zusammenhang wird eine kritische Frage an Judentum, Christentum und Islam gestellt. Geht nicht vor allem von diesen monotheistischen Religionen Gewalt aus? Ist nicht der Glaube, es gebe nur einen Gott, dem sich alle Menschen unterordnen müssen, in sich selbst intolerant? Müsste nicht der kulturellen Vielfalt, mit der wir heute leben, die Anerkennung einer Vielzahl von Göttern an die Seite treten?

Auf diese Frage hat der Heidelberger Ägyptologe Jan Assmann in seinem weltweit beachteten Buch „Moses der Ägypter“ (6. Auflage 2012) deutlich mit Ja geantwortet. Er sagt: Moderne westliche Gesellschaften sind pluralistisch, und um eine friedliche Zukunft der Welt sicherzustellen, ist es wichtig, dass dieser Pluralismus auch in der Religiosität der Menschen zu finden ist. Die Unterscheidung zwischen wahrer und falscher Religion, die das Kernstück des Monotheismus bildet, ist laut Assmann in ihrem Wesen antipluralistisch und neigt zu gewalttätiger Unterdrückung „falscher“ Religionen. Darum sind monotheistische Religionen – im Unterschied zu polytheistischen – mit der globalisierten Welt nicht vereinbar und stellen eine Bedrohung des Weltfriedens dar.

Ist das nicht von bezwingender Logik? Ist nicht eine bunte Götterwelt menschenfreundlicher und zeitgemäßer als das Schwarz oder Weiß des Ein-Gott-Glaubens? Oder kann man noch etwas zugunsten des Monotheismus vorbringen? Ich meine schon und gebe deshalb folgendes zu bedenken:

Erstens: Krieg und Gewalt sind nicht erst und nicht nur durch die monotheistischen Religionen in die Welt gekommen. Auch Griechen und Römer, die viele Götter verehrten, haben untereinander Krieg geführt; ebenso die Maya. Die Gewaltfreiheit, die Gandhi praktizierte, ist für die Geschichte und Gegenwart des Hinduismus durchaus nicht repräsentativ, und selbst dem Buddhismus, der im Dalai Lama ein lächelndes Gesicht zeigt, ist Gewalt nicht fremd. Häufig hat man den Eindruck, dass bei Gewaltausbrüchen religiöse Gründe nur vorgeschoben werden und dass es eher um weltliche Macht und politische oder wirtschaftliche Vorteile geht.

Zweitens: Polytheismus ist im Kern Kosmotheismus, d.h. der Vielgötterglaube ist immer auch Glaube an die Göttlichkeit der Welt. An die Göttlichkeit der Welt zu glauben, bedeutet aber, die Säkularisierung der modernen Gesellschaft, die Entgötterung und „Entzauberung“ der Natur durch das Christentum und damit die Grundlage der Naturwissenschaften wieder rückgängig zu machen. Auf jeden Fall würde die neue pluralistische Religion den Glauben an Dämonen und an die Übermacht des Schicksals zurückbringen. Mit Gespensterfurcht und Schicksalsgläubigkeit ist der Welt von heute allerdings nicht besser gedient als mit dem Glauben an einen einzigen Gott.

Drittens: Selbst in polytheistischen Religionen gibt es ein Bewusstsein von der Einheit Gottes. Im Hinduismus z.B. sind die unzählig vielen Götter allesamt nur Formen des Einen, das Brahman genannt wird. Brahman ist das Absolute, der Urgrund alles Existierenden; er ist in seinem wahren Wesen unerkennbar. Die vielen Götter sind nur unterschiedliche Wege, sich diesem Einen zu nähern, ohne es aber je erreichen zu können. Christen bekennen demgegenüber Jesus als den uns geschenkten Weg zum einen Gott und sind dankbar, dass der eine Gott nicht unbekannt geblieben ist.

Viertens und letztens: Im christlichen Verständnis von Gott sind Einheit und Vielfalt wesensmäßig miteinander verbunden. Christen glauben nämlich an die Dreifaltigkeit oder Dreieinigkeit Gottes als Vater, Sohn und Heiliger Geist. Damit ist nicht gemeint, dass sich drei Götter zu einer Einheit zusammengeschlossen hätten. Dreifaltigkeit meint vielmehr, dass der eine Gott sich in drei Seinsweisen entfaltet. Diese Seinsweisen ermöglichen ihm, als Vater jenseits der Welt zu existieren, als Sohn zu bestimmter Zeit auf dieser Welt zu leben und als Heiliger Geist zugleich durch die Zeiten hindurch Menschen persönlich nahe zu sein. Es ist dreimal derselbe Gott: drei in einem. Das ist er nicht nur in seinem Verhältnis zur Welt, sondern auch in sich selbst. „Gott ist die Liebe“, sagt das Neue Testament (1.Joh 4,16). Gott ist in sich selbst als Vater der Liebende, als Sohn der Geliebte und als Heiliger Geist die Liebe, in der Vater und Sohn eins sind. Durch ihren Glauben an den dreifaltigen Gott wissen Christen, dass Vielfalt die Ausfaltung der Einheit ist.

Michael Kißkalt

Die Mission der Gemeinde Jesu in vielen Kulturen

Als Missionar und Leiter des Institut de Théologie der Baptisten in Kamerun war ich überrascht, welche Bücher und Arbeitsmaterialien wir als Institut manchmal aus Europa oder Nordamerika ungefragt zugesandt bekamen. Meist waren es Evangelisations- und Missionskonzepte, die im europäisch-amerikanischen Lebensraum für eben jenen Kontext entwickelt worden waren. Die Leute dort gingen davon aus, dass diese Konzepte überall in der Welt gleich funktionieren müssten. Meine Kameruner Kollegen haben über diese Zusendungen oft belustigt reagiert; als hoch gebildete Menschen amüsierten sie sich über die Naivität mancher „westlichen" Missionsleiter. Mission war ihnen allen wichtig, aber sie funktionierte in ihrer gemeinschafts- und solidaritätsorientierten Gesellschaft ganz anders.

Gottes Geist ist der Herr der christlichen Mission und er wirkt durch seine Gemeinde an jedem Ort. Als „ausländischer" Missionar habe ich im Laufe der Zeit verstanden, dass ich am hilfreichsten wirke, indem ich mich zurückhalte, die einheimischen Christen machen lasse und ihnen als Berater und Unterstützer zur Seite stehe. Im fremden Kamerun wurde ich für die Besonderheit der kulturellen Prägungen sensibilisiert, und ich wurde mir der Schwächen und Stärken der deutschen Kultur erst dort so richtig bewusst. Doch lernte ich auch staunen darüber, wie Gott durch die Christen in Kamerun wirkte und mit seiner Liebe bei den Menschen ankam.

Um das kulturell Fremde zu erleben, muss man heute nicht mehr weit reisen. Menschen mit vielen Kulturen haben in unserem Land eine neue Heimat gefunden. Hier leben sie ihren Glauben und ihre Mission in der „Fremde". Je länger sie unter uns leben, entwickeln sie ihre Kultur weiter, der deutschen Kultur entgegen, und in einigen Jahrzehnten werden Elemente ihrer Kultur selbstverständlich auch zur deutschen Kultur gehören. Keine Kultur ist statisch festgeschrieben; das „Deutsche" von heute ist ganz anders als es vor 50 oder 100 Jahren war. Demgegenüber bleibt das Evangelium Jesu Christi gleich, wie auch das biblische Wort, das dieses Evangelium normativ bezeugt. Das Problem ist, dass wir dieses Wort, je nach unserer kulturellen Prägung unterschiedlich verstehen und auf unser Leben anwenden. Jeder Christ hat seine eigene kulturelle Lesebrille auf der Nase. Diese Unsicherheit beunruhigt uns, denn in der quirligen Vielfalt des Lebens wünschen wir uns das allgemein gültige sichere Wort, die sichere Lehre, das sichere Denkmuster – das uns aber nicht gegeben ist. Der Gemeinde Jesu ist das Wort Gottes gegeben, das sie sich immer wieder neu aneignen muss, jede Generation neu, jede Kultur neu. Die Konstante in der Vielfältigkeit des Lebens bleibt dieses Wort, das uns durch den Geist Gottes lebendig gemacht wird. Keiner hat es in der Hand. Gott ist der Herr über diesen Prozess, und damit ist er auch Herr der Mission der Gemeinde.

Wir als Christen sind zuerst herausgefordert, diesem Gott zu vertrauen, dass er sein Evangelium zu den Menschen bringt: in einer Sprache, auf eine Weise, die den Menschen angemessen ist. Er tut das in erster Linie durch seine Gemeinde in der jeweiligen Kultur. Der Sinn des interkulturellen Miteinanders von Kirchen und Gemeinden besteht darin, dass wir einander ermutigen, unterstützen und auch korrigieren. Keiner muss seine besondere kulturelle christliche Prägung ablegen; aber wir können uns im Spiegel des Fremden anschauen und unsere Prägung erkennen. In der Begegnung, im Dialog und in der Zusammenarbeit mit „dem Anderen" lernen wir, auch einmal über uns und unsere „Schrulligkeiten" zu lachen. Aber darüber hinaus lernen wir, uns wie auch den Anderen wertzuschätzen.

Dieses lachende Lieben macht uns gelassen im Blick auf unsere Mission. Wir engagieren uns, wir tragen unseren Teil bei, wir gehen auf die Menschen zu, in Wort und Tat; doch die Wirkung unserer Mission liegt allein in Gottes Hand. Natürlich benutzt er unser missionarisches Zeugnis. Dazu

sind wir auch ausdrücklich aufgefordert. Doch nur Gott kennt den Weg in die Herzen der Menschen.

Dieses lachende Lieben im Blick auf den Fremden fordert uns heraus, dass wir uns in unserer Mission immer wieder selbstkritisch hinterfragen, ob wir uns auf die Welt des Fremden angemessen eingelassen haben. Natürlich können wir unsere kulturelle Prägung nicht verleugnen; das sollten wir auch nicht tun, sonst werden wir unglaubwürdig! Die Begegnung mit dem Anderen wird in uns immer den Schmerz des Fremden bewirken. Doch sind wir herausgefordert, Brücken des Verstehens zu bauen. Diese Brücken können wir aber nur bauen, wenn der Dialog und die Begegnung in unserer Mission eine herausragende Rolle einnehmen.

Als mir in Kamerun dieser Kulturgraben bewusst wurde, habe ich mich selbst in meinem Missionsdienst in Frage gestellt. Meine Kameruner Kollegen und die Studierenden haben mir in dieser Zeit gespiegelt, wie wichtig sie mein Dasein, mein Mitreden und mein Mitwirken finden, weil ich ihnen so ein kritisches Gegenüber zu ihren kulturellen Einbahnstraßen sein kann, und ihnen die Weite des Horizontes Gottes vor Augen halte. Diese Sichtweise hat mich sehr ermutigt.

Gott hat seine besonderen Wege für die vielen besonderen Menschen in seiner Welt. Für die christliche Mission in der kulturellen Vielfalt in Deutschland und weltweit dürfen wir uns herausfordern lassen, auf diesen Gott zu vertrauen. Aus seinem Schöpferwillen entspringen die vielen Kulturen. Sein Erlösungswille, wie ihn Jesus Christus offenbart hat, findet die Herzen der Menschen in ihrer Buntheit. Hoffentlich sind wir als seine Missionare in dieser Liebesbewegung Gottes dabei.

Andrea Klimt

Mit Widersprüchen leben – Spannungen aushalten – Vielfalt Raum geben

Vielfalt in Gemeinden, Vielfalt in der eigenen Gemeinde – das klingt nach vielen Möglichkeiten. Im Miteinander wird es nicht langweilig. Es gibt viel zu entdecken. Die anderen können als Bereicherung erfahren werden. Vielfalt kann sich dabei auf einzelne Menschen oder auch auf Personengruppen beziehen. Es gibt eine Vielfalt von Personen und Persönlichkeiten, aber auch eine Vielfalt von verschiedenen Frömmigkeitsstilen und eventuell divergierenden ethischen Entscheidungen und Lebensstilen. Eine Folge dieser Vielfalt sind dann oft Spannungen zwischen einzelnen Menschen oder Gruppen.

Besonders deutlich wird dies, wenn Personen mit verschiedenen kulturellen Hintergründen in einer Gemeinde aufeinander treffen. Während es für einen Großteil der Gemeinde z.B. selbstverständlich ist, dass Frauen in allen Bereichen der Gemeinde Verantwortung übernehmen, ist genau dies für Personen aus einer anderen Kultur eventuell sehr befremdlich. Während es in einer Gemeindekultur üblich ist, dass in einer Gebetsgemeinschaft nacheinander laut gebetet wird, ist es in anderen Kulturen selbstverständlich, dass alle gleichzeitig laut miteinander beten. Während einige versuchen, Menschen außerhalb der Gemeinde mit Freundlichkeit und viel Beziehungsarbeit langsam für den Glauben zu interessieren, agieren andere konfrontativer. Wie gelingt es, dass so verschiedene Personen trotz ihrer Unterschiede in einer einzigen Gemeinde zusammen glauben, beten und leben können?

Zunächst ist es einfach und doch zugleich schwierig. Die Annahme und Wertschätzung der einzelnen Person trotz divergierender Meinung ist Voraussetzung. Begründet ist das in der Liebe Gottes zu jedem einzelnen Menschen und in der Gestalt der Gemeinde als Leib Christi. In einer Gemeinde begegnen sich verschiedene Menschen auf Augenhöhe. Hier begegnen sich Geschwister, nicht Fremde. Wenn die andere Person aber aus einem anderen Kulturkreis kommt, dann steht eher das Fremde im Vordergrund. Es gelingt nicht auf Anhieb, die Person zu sehen, die Eigenart der jeweiligen Kultur stellt sich dazwischen. Die je eigene Art wirkt „eigenartig". Schnell wird hier bewertet und in gut und schlecht eingeteilt: Pünktlichkeit ist gut. Zu-Spät-Kommen ist schlecht. Wenn jemand eher eine indirekte Sprache verwendet, um Kritik zu üben, dann ist das nicht gut. Es wäre besser, Dinge direkt anzusprechen. Solche Einteilungen in „gut" und „schlecht" dienen der Komplexitätsreduktion, aber sie dienen nicht dem liebevollen Miteinander.

Zum Miteinander in der Gemeinde gehört es, die Eigenart des anderen erst einmal zu akzeptieren und verstehen zu lernen. Es gilt, mir das Fremde vertraut zu machen. Dazu gibt es zwei Wege, die einander ergänzen. Der erste Weg ist die Information über die fremde Kultur bzw. über Kulturen allgemein. Dabei wird dann u.a. deutlich, dass Zeit eine wichtige Kulturdimension ist, die aber unterschiedlich gehandhabt wird. Oder dass es in einigen Kulturen zur Wertschätzung gehört, Kritik gerade nicht direkt auszudrücken. Aus der Information wird eine Suche nach den Werten, die hinter dem „eigenartigen" Verhalten stehen. Die Irritation nimmt ab.

Der zweite Weg ist der der persönlichen Begegnung auf Augenhöhe. Oft werden, auch innerhalb einer Gemeinde, die einzelnen Personen, nach ihrer Kultur benannt. Dann gibt es dort die Iraner, die Russlanddeutschen, die Rumänen, die Latinos, die Vietnamesen, die Angolaner und verschiedene andere Volksgruppen. Wenn „das Fremde" vertraut wird, dann bekommen die Menschen Namen: Reza – Sarah – Patrizia – Cesar – Muhamad – Tanja – Bayar – Marina – Svetlana. Die Kultur als Merkmal tritt gegenüber der Persönlichkeit des einzelnen Menschen in den Hintergrund. Dabei hilft es, viel Zeit miteinander zu verbringen. Zeit, um einander aus dem eigenen Leben und von dem eigenen Glauben zu erzählen. Zeit, um die Geschichte der Anderen zu hören. Zeit, um die Anderen wahrzunehmen. Am einfachsten geht das beim gemeinsamen Essen. Gemeinsam essen am Sonntag nach dem Gottesdienst, beim gegenseitigen Besuchen in den Wohnungen und Häusern, auf einer Gemeindefreizeit. Wo das Fremde vertraut wird, weicht die Angst.

Aber manches bleibt fremd, auch wenn mir der Mensch vertraut ist. Hier ist es dann wichtig, nicht zu schnell zu werten und Widersprüche auszuhalten. Dies wird im interkulturellen Kontext Ambiguitätstoleranz genannt. Darunter versteht man die Fähigkeit, scheinbare Widersprüche und gegensätzliche Erwartungen auszuhalten. Im interkulturellen Kontext begegnen wir oft unerwarteten Handlungen und Reaktionen von Personen einer uns fremden Kultur. Ambiguitätstoleranz hilft, dies nicht als Bedrohung zu empfinden und dadurch handlungsfähig zu bleiben. In dieser Haltung ist es möglich, allen ihre je eigene kulturelle Identität zuzugestehen und nicht zu erwarten, dass sich einzelne oder ganze kulturelle Gruppen anpassen. So kann Vielfalt als Bereicherung und nicht als Bedrohung erlebt werden. Fremdes bleibt wahrnehmbar Fremdes, aber ich mache es mir vertraut. Als Christen können und dürfen wir „Ja" sagen zu unserer eigenen kulturellen Identität und zu der der Anderen. Wir können einander offen, wertschätzend und angstfrei begegnen und uns von Gott segnen lassen, durch die Begegnung miteinander.

Olaf Kormannshaus

Sich über Vielfalt freuen

Wer mit beiden Füßen sicher auf dem Boden steht, den haut so schnell nichts um. Wer seine Mitte spürt, kann mit dem Körper in einem großen Radius weit nach vorn und hinten, links und rechts schwenken und mit weitem Blick den Raum, die Natur oder viele Menschen um sich herum wahrnehmen. Wer dem Boden nicht traut, auf dem er steht, wird sehr auf sich selbst gerichtet sein, dabei kaum mehr als die eigenen Füße sehen oder aber ängstlich bemüht sein nicht umzufallen. An der Vielfalt seiner Umgebung kann er sich wenig erfreuen.

Ein Kleinkind, das *sicher gebunden* ist, wird voller Neugier und Interesse den Raum erkunden, in dem es sich aufhält. Das erklärt und belegt die neuere Entwicklungspsychologie sehr eindrucksvoll mit der so genannten Bindungstheorie. Schon bald nach der Geburt eines Kindes bildet sich ein starkes gefühlsmäßiges Band zwischen Eltern und Kindern heraus. Während Mutter und Vater diese Bindung ihrem Kind gegenüber meist schon vor und unmittelbar nach der Geburt erleben, braucht das Neugeborene einige Monate, um dieses emotionale Band zu ihnen oder einer anderen wichtigen Bezugsperson aufzubauen. Die Erfahrung, dass eine Person – die Hauptbindungsperson – ihm verlässlich zugewandt ist und feinfühlig seine jeweiligen Signale versteht und aufnimmt, trägt entscheidend zu einem sicheren Bindungsstil bei. Säuglinge und Kleinkinder ohne diese Erfahrung entwickeln einen anderen Bindungsstil, der z.B. Nähe ganz vermeidet, oder unsicher zwischen Vertrauen und Angst vor Verlassenwerden hin- und hergerissen ist.

Sicher gebundene Kinder können Gefühle und Stress besser regulieren, denn die entsprechenden Teile des Gehirns entwickeln sich parallel zu den genannten frühen Beziehungserfahrungen. Sie lernen besser, denken und handeln flexibler und kreativer, zeigen mehr Ausdauer und gemeinschaftliches Verhalten als Kinder, deren Entwicklung durch ständige Angst und emotionale Unsicherheit gestört wird. Der Bindungsstil hat später großen Einfluss auf die Gestaltung der Beziehung zum Partner und zur Partnerin. Ob jemand häufig Angst hat, verlassen zu werden, oder keinem traut und darum alles mit sich allein ausmacht oder aber erwartungsvoll Unterstützung sucht, hängt von der erworbenen Art der Bindung ab. Neuere Forschungen gehen der spannenden Frage nach, wie sich der Bindungsstil auf die Art der Gottesbeziehung auswirkt.

Sehr gut belegt ist der Zusammenhang zwischen sicherer Bindung und Erkundung eines Raumes. Das Kleinkind ist sehr zuversichtlich, dass in kritischen Situationen die Bindungsperson schnell zur Stelle ist und tröstet oder hilft. Darum ist es in seiner Neugier kaum zu bremsen, erkundet mutig die kleine oder größere Welt um sich herum, geht auf Unbekanntes und Fremdes zu, versichert sich hin und wieder, dass die vertraute Person noch da ist, um dann den Radius ständig zu erweitern. Anders ängstlich oder unsicher gebundene Kinder. Sie stehen ständig unter Strom, erkunden kaum ihre nähere Umgebung, und wenn, dann stehen sie unter hoher Anspannung: In ihrem Speichel lässt sich z.B. das Stresshormon Cortisol nachweisen und das Herz schlägt schneller; auch Beziehungen zu anderen Kindern knüpfen sie seltener. Und manchmal suchen sie die Bindungsperson und fühlen sich zugleich von ihr bedroht.

Noch gibt es keine verlässlichen Untersuchungen über den Bindungsstil und die Freude an der Vielfalt der Menschen, ihrer Meinungen, Prägungen und kulturellen Unterschiede oder eben der Angst vor dieser Vielfalt. Insofern beschreiben die folgenden Gedanken nicht Ergebnisse der Forschung, sondern möchten zum eigenen Weiterdenken anregen. Menschen, die sicher gebunden sind, früh Vertrauen zu einem oder zwei Menschen entwickelt haben und dieses dann auf andere übertragen, erhalten sich eine gesunde Neugier, die Welt zu erforschen und entdecken. Sie lernen

gerne andere Menschen kennen, auch die, die so ganz anders sind, und nehmen zu ihnen Beziehungen auf. Sie haben gelernt, ihr Bedürfnis nach Nähe und Distanz zu regulieren, sie können für sich sein und mit anderen zusammen; warum sollten sie Fremde und Fremdes oder anders geprägte Menschen als bedrohlich erleben? Weil sie sehr früh erfahren haben, dass die Mutter feinfühlig die Signale und Bedürfnisse des Kindes verstanden und darauf angemessen reagiert hat, können sie sich heute ohne Angst in andere Menschen einfühlen. Und Menschen mit sicherer Bindung an Gott sind bestimmt ganz neugierig, die Vielfalt der „bunten" Gnade Gottes zu entdecken und zu verwalten (1. Petr 4,10), und sich nicht mit dem zu begnügen, was nur das eigene Denken und Erleben widerspiegelt.

Zur Vielfalt der Menschen gehört auch, dass sie Vielfalt sehr verschieden erleben. Wem sie bisher eher Unbehagen bereitet, der muss das nicht schicksalhaft hinnehmen. Sich einen festen Grund suchen – bietet der christliche Glaube nicht einen solchen? – , den Blick weiten und sich einüben, die Vielfalt der Menschen wahrzunehmen! Gemeinden eröffnen Beziehungen auch zu den Menschen, die zunächst überraschend anders oder fremd sind. Wie ein sicher gebundenes Kind die Welt neugierig zu erkunden, erhält lebendig und jung. „Bunte Gemeinde" eröffnet viele Möglichkeiten.

Ralf Dziewas

Vielfalt und Einmütigkeit – Gemeinden im Wandel

Als Glaubensgemeinschaften protestantischer Prägung betonen die meisten Freikirchen die Unmittelbarkeit der Gottesbeziehung des einzelnen Gläubigen. Die Eigenverantwortung des einzelnen Christen vor Gott gilt dabei prinzipiell sowohl für Fragen der Theologie wie der ethischen Lebensgestaltung. Alle Gemeindemitglieder sind gemeinsam herausgefordert, auf der Basis der Heiligen Schrift Kriterien für ein gelingendes Leben zu entwickeln, das der Gnade Gottes antwortend entspricht.

Diese Selbstverantwortung des einzelnen Gemeindegliedes vor Gott hat allerdings eine unvermeidliche Konsequenz: Die Gemeindemitglieder finden sehr unterschiedliche Antworten darauf, was für sie ein christlicher Lebensstil ist, denn sie stellen diese Frage in verschiedenen Lebenskontexten. Jugendliche stehen vor anderen Lebensherausforderungen als ihre Eltern oder Großeltern. Alleinerziehende beschäftigen andere Fragen als Ehepaare, und der Alltag von Eigenheimbesitzern in der Vorstadt sieht anders aus als der einer Familie im sozialen Problemviertel. Für eine junge Musikerin im Orchester, die weiß, dass ein Teil ihrer Kolleginnen und Kollegen lesbisch oder schwul ist, hat das Thema Homosexualität eine andere Bedeutung als für eine Gemeindeseniorin, die in ihrem Seniorenheim keine gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften erlebt. Und eine Universitätsabsolventin wird in ihrem Berufsumfeld ethische Fragen ganz anders diskutieren als ein Automechatroniker mit seinen Werkstattkollegen.

Aber die Gemeindemitglieder kommen nicht nur aus unterschiedlichen Kontexten. Sie wollen und sollen ihren Glauben auch in ihr Umfeld hineintragen. Sie wollen ihre Freunde und Bekannten für Christus und die Ge-

meinschaft der Gläubigen gewinnen. Das bedeutet aber zugleich, dass sie das, was sie in ihrer Gemeinde erleben, auch in ihrem Lebensumfeld kommunizieren müssen. Dort, im Gespräch mit den Berufskollegen, Nachbarn, Freunden und anderen wichtigen Bezugspersonen muss sich das, was in der Gemeinde gepredigt, gelehrt und entschieden wird, als einladend und überzeugend bewähren.

Die alleinerziehende Mutter wird eine Freundin, die mit ihrem Lebenspartner unverheiratet zusammenlebt, nur mit in die Gemeinde bringen, wenn man dort solche Lebensformen toleriert, und die Musikerin im Orchester wird ihren Kolleginnen und Kollegen wohl nur dann die eigene Gemeinde empfehlen, wenn sie weiß, dass dort auch homosexuell liebende Menschen willkommen sind. Die einzelnen Gemeindeglieder bringen also nicht nur vielfältige Lebensstile, Werte, Vorlieben, Kenntnisse, Erfahrungen und Probleme aus ihren Lebensbezügen in die Gemeinde mit, sie müssen auch mit dem, was sie in der Gemeinde erleben, wieder in diese unterschiedlichen Alltage zurückgehen und dort ihr Leben vor Gott und ihren Mitmenschen verantworten. Und niemand möchte sich dabei für die eigene Gemeinde schämen müssen.

Für die Gemeinden bedeutet diese unvermeidliche innergemeindliche Vielfalt Konflikte, wenn die Unterschiede auf einander prallen, ethische Entscheidungen konträr ausfallen und einer sich am anderen und dessen Verhalten stört. Doch der Streit um Fragen des Lebensstils und der Ethik wird in freikirchlichen Gemeinden meist als Diskussion auf der Basis biblischer Texte und mit Bezug auf die in ihnen enthaltene Botschaft des Evangeliums geführt. Trotz dieser gemeinsamen Basis werden die Differenzen letztlich nicht immer überwunden, denn gewonnen hat am Ende nicht der, der die meisten Bibelstellen für seine Position kennt, sondern derjenige, der seine Sichtweise im Gesamtkontext der biblischen Botschaft nachvollziehbar verständlich machen kann. Und das sind mitunter beide Seiten, weil schon die Texte der Bibel vielfältig sind und außerdem diese Vielfalt noch sehr unterschiedlich ausgelegt werden kann.

So steht am Ende langer Diskussionsprozesse oft nicht die Auflösung aller Gegensätze, sondern nur ein Mehr an Verständnis füreinander und ein Aushalten der Unterschiede. Der gesellschaftliche Wandel lässt den Gemeinden gar keine andere Wahl, als immer wieder den Rahmen dessen zu beschreiben, was innerhalb einer Ortsgemeinde gemeinsam möglich ist. Und wie weit dieser Rahmen gesteckt ist, ob offen-liberal oder eher eng-konservativ, wird wiederum von der Zusammensetzung der Gemeinde und der in ihr vertretenen Gruppen von Mitgliedern abhängen.

Jede Gemeinde muss sich also, will sie ihren vielfältigen Mitgliedern ein gemeinsames Glaubenszeugnis im Kontext der modernen Gesellschaft ermöglichen, immer wieder neu darüber verständigen, welche gesellschaftlichen Entwicklungen sie von der Schrift her mitgehen kann, welche nicht, oder welche vielleicht noch nicht. Dabei werden die Gemeinden in einer sich schnell verändernden Gesellschaft immer wieder zu einer Neueinschätzung ethischer Fragen und Lebensstile herausgefordert. Dieser Prozess aber wird nicht mit einer einmütigen Lösung aller Fragen enden, sondern damit, dass die Gemeinde sich darüber verständigt, welche Bandbreite von Antworten sie derzeit als dem Evangelium gemäße christliche Lebensweise zu akzeptieren vermag. Und diese akzeptierte innergemeindliche Vielfalt ist dann ihr evangeliumsgemäßes Zeugnis von der die Menschen in ihrer Vielfalt annehmenden Gnade Gottes.

Volker Spangenberg

Vielfalt im Pastorenberuf

Im Roman „Flächenbrand“ von Max von der Grün aus dem Jahr 1979 wird ein Pfarrer vom Friedhofsgärtner gefragt, warum er Pastor geworden sei. Der so Gefragte antwortet unter anderem mit der Auskunft: „Der wirkliche Grund scheint zu sein, dass ich den Tod für eine ernste Sache halte, für eine sehr ernste.“ Bei zahlreichen Umfragen unter Pastorinnen und Pastoren erhält man hingegen auf die Frage nach der Motivation für ihre Berufswahl die Antwort, dass es gerade die Begleitung von Menschen in den unterschiedlichen Situationen ihres *Lebens* ist, die ihnen an ihrem Beruf besonders wichtig sei und Freude mache. Was auf den ersten Blick widersprüchlich zu sein scheint, hat einen tiefen inneren Zusammenhang. Denn unabhängig davon, wie der Pfarrer im Kontext des Romans seine Antwort verstanden wissen wollte, berührt er damit ein wichtiges Moment der pastoralen Aufgabe. Den Tod ernst nehmen, das heißt ja nicht allein, Sterbenden zur Seite zu stehen, Verstorbene zu bestatten und Hinterbliebene zu trösten. Sondern es heißt auch, gerade dort ein Stück Leben hinzutragen, wo sich der Tod heimlich eingenistet hat: Dorthin, wo Menschen sich zerstritten haben, wo sie einsam sind mit ihren Sorgen und mit ihrer Angst oder wo Glieder einer christlichen Gemeinde miteinander erbittert um das höhere Maß an Frömmigkeit streiten. Und Umgang mit Menschen in der Vielfalt des Lebens zu haben, das heißt ja nicht nur, mit ihnen zusammen engagiert zu diskutieren, die Zukunft zu planen, Lobpreislieder zu singen oder fröhliche Hochzeitsgottesdienste und Geburtstage zu feiern. Sondern eben auch dort zu sein, wo das Leben beschädigt wurde, wo Pläne und Hoffnungen sich zerschlagen haben, wo Beziehungen scheitern und Menschen am Ende ihres Lebens nicht allein gelassen werden wollen.

Die Vielfalt im Pastorenberuf ist Ausdruck der Vielfalt des Lebens: des Lebens in seiner ganzen Lebendigkeit, aber auch in seiner Bedrohung durch Beziehungslosigkeiten aller Art und letztlich durch den Tod. Nun mag man einwenden, dass dies ja nicht allein auf den Pastorenberuf zutrifft, sondern auch andere Berufe mit der Vielfalt des Lebens zu tun haben. Das ist zweifellos richtig. Deshalb muss nach dem gefragt werden, was das Eigentümliche des Pastorenberufs ist, das dann auch die Vielfalt wiederum zu integrieren vermag. Die Antworten, die hierfür gegeben worden sind und gegeben werden, sind vielfältig, enthalten mancherlei Wahrheitsmomente und haben eine Reihe unterschiedlicher pastoraler Leitbilder hervorgebracht. Sie reichen vom Pastor als Gemeindereformer über den Helfer und Seelsorger hin zum Kommunikator des Evangeliums, und vom Führer in den Bereich des Heiligen über den Religionsinterpreten hin zum Kundigen für die Schwellen des Lebens. Solche Vielfalt kann verwirren, zumal man sich vor allzu schnellen Vereinfachungen hüten muss. Und doch wird man inmitten all dieser Bestimmungsversuche einen Kern ausmachen können, der es erlaubt zu benennen, was den Pastorenberuf auszeichnet. Hier ist zunächst an eine doppelte Bestimmung von außen zu erinnern, die man – weil sie von außen kommt – traditionell als „Berufung“ bezeichnet. Solche Berufung besteht in einem Auftrag Gottes und in einem Auftrag der christlichen Gemeinde. Inhaltlich bilden beide Aufträge eine Einheit. Denn es geht ihnen beiden darum, das Evangelium von Jesus Christus, wie es in der Heiligen Schrift bezeugt ist, ins Gespräch zu bringen – in der Vielfalt des Lebens einer Gemeinde und in der Öffentlichkeit. Ziel dabei ist es, dass Menschen in den unterschiedlichen Situationen ihres Lebens, in den Hoch-Zeiten und in den Abgründen, aber auch in den sogenannten „ereignislosen“ Lebensphasen heilsame Entdeckungen mit Gott machen können.

Wie das geschieht, beschreibt das Versprechen, das Pastorinnen und Pastoren bei ihrer Ordination ablegen. Natürlich kann ein solches Versprechen nicht die Vielfalt im Einzelnen erfassen. Aber es beschreibt die verschiedenen Felder, auf denen das Evangelium öffentlich zur Geltung gebracht werden soll. So wird im Ordinationsversprechen des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden zunächst die Bereitschaft erfragt, das Evange-

lium von Jesus Christus zu verkündigen und zu lehren, und dies „ in Wort und Tat“. Es folgt die Frage nach der Bereitschaft, Menschen – und hier ist zweifellos nicht nur an Menschen innerhalb der Gemeinde zu denken – „in der Liebe Gottes zu ermutigen, zu trösten“ und „an den Willen Gottes für ihr Leben zu erinnern“. Damit ist in Aufnahme biblischen Sprachgebrauchs beschrieben, was die seelsorgliche Aufgabe umfasst. Drittens wird die kybernetische, also die gemeinschaftliche Leitungsaufgabe der Gemeinde angesprochen. Und schließlich wird das Bemühen um eine dem Auftrag entsprechende persönliche Lebensführung erfragt.

Die Aufgabe, das Evangelium in den unterschiedlichen Situationen unseres zerbrechlichen Lebens gegenüber sehr verschiedenen Menschen, Menschengruppen und Tätigkeitsfeldern ins Gespräch zu bringen, ist also komplex. Pastorinnen und Pastoren sind daher sozusagen „Generalisten“. Mit ihrem Auftrag und der ihm entsprechenden theologischen Ausbildung sind sie freilich „spezifische Generalisten“ (Isolde Karle) und nicht „Mädchen für alles“. Und wie alle anderen Menschen auch sind sie bei ihrer Arbeit auf Gottes Barmherzigkeit und Hilfe angewiesen, die wiederum den Kern jenes Evangeliums bilden, dessen Verkündigung das Zentrum und die Vielfalt des Pastorenberufs zugleich ausmacht.

Informationen zur Theologischen Hochschule Elstal

Die Theologische Hochschule Elstal ist eine staatlich anerkannte kirchliche Fachhochschule in Trägerschaft des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden K.d.ö.R., die auf eine fast 135-jährige Geschichte zurückblicken kann.

Die Anfänge in Hamburg und Buckow

Im Jahre 1880 in Hamburg als „Missions- und Predigerschule“ gegründet, entstand im Stadtteil Hamburg-Horn zunächst ein Predigerseminar für die deutschsprachigen Baptistengemeinden, in dem bis zu 70 Seminaristen ausgebildet werden konnten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg kam es im Zuge der innerdeutschen Teilung zur Gründung eines eigenen Predigerseminars für die Gemeinden in der DDR mit Sitz in Buckow (Märkische Schweiz) mit einer Ausbildungskapazität für 16 Seminaristen. Beide Ausbildungsinstitute entwickelten sich im Laufe der Jahre zu Theologischen Seminaren, die jeweils ein fünfjähriges Studium der Theologie zur Vorbereitung auf den pastoralen Dienst in den beiden Evangelisch-Freikirchlichen Gemeindebünden in Ost und West anboten.

Im Herbst 1991 kam es dann nach der Wiedervereinigung auch zur Zusammenlegung der Theologischen Seminare aus Buckow und Hamburg und es wurde am gemeinsamen Standort Hamburg erstmals eine Höchstzahl von 89 Studierenden erreicht, weshalb man begann, über einen Umzug des Seminars nachzudenken.

Der Umzug des Theologischen Seminars von Hamburg nach Elstal

Im Jahr 1997 erfolgte der Umzug des Theologischen Seminars von dem inzwischen zu klein gewordenen Gelände in Hamburg-Horn auf einen neu gestalteten Campus in Elstal, bei Berlin. Der neue Standort war bewusst als Bildungszentrum konzipiert worden, in dem mehrere Institute des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden auf einem Gelände für die Aus- und Weiterbildung haupt- und ehrenamtlicher Mitarbeiter zusammenarbeiten konnten. Der größere Campus ermöglichte nun auch die Aufnahme von bis zu 100 Studierenden; eine Zahl, die im Wintersemester 2009/10 mit 99 Studierenden erstmals fast erreicht wurde.

Die Entwicklung zur Theologischen Hochschule Elstal

Im Jahre 2003 wurde das Theologische Seminar Elstal durch die Landesregierung von Brandenburg als theologische Fachhochschule in privater Trägerschaft staatlich anerkannt, womit das Theologische Seminar Elstal offiziell die Bezeichnung Fachhochschule führen durfte. Damit wurde der seit den 70er Jahren kontinuierlich fortschreitende Wandel von einem Predigerseminar zu einer theologischen Hochschule nun auch institutionell fortgeführt, um den Studierenden staatlich anerkannte Studienabschlüsse zu ermöglichen. In den folgenden Jahren erlangte das Theologische Seminar Elstal nach Begutachtung durch den Wissenschaftsrat sowohl die institutionelle Akkreditierung als Hochschule (Erstakkreditierung 2007 und Reakkreditierung 2013) als auch die Akkreditierung aller Studiengänge (2010/2011). Im April 2015 erfolgte schließlich die Umbenennung in Theologische Hochschule Elstal.

Das Profil der Theologischen Hochschule Elstal

Studienkonzept: Wissen | Sein | Tun

Das Studium an der Theologischen Hochschule Elstal ist biblisch fundiert, wissenschaftlich reflektiert und gemeindebezogen. Es verbindet guten akademischen Standard in Lehre und Forschung mit solider Praxisorientierung. Die Studiengänge dienen der Vermittlung von theologischer Fachkompetenz, dem Erwerb von Handlungskompetenz und der Entwicklung sozialer und personaler Kompetenz. Der Lernprozess des Studiums an der Theologischen Hochschule Elstal umfasst das Studium der Theologie (Wissen), die Entfaltung von Persönlichkeit und Spiritualität (Sein) und die Befähigung zu verantwortlichem Handeln (Tun).

Wissen: Theologie studieren

Die Theologische Hochschule Elstal bietet ein Studium an, bei dem es um die Vermittlung von theologischer Fachkompetenz und die Befähigung zu selbständigem Urteilen und Denken geht. Zusätzlich zu den klassischen Fächern der Theologie, Neues Testament, Altes Testament, Kirchengeschichte, Systematische Theologie und Praktische Theologie, gehört an der Theologischen Hochschule Elstal das Fach Mission und Diakonie zum festen Programm.

Die Lehrveranstaltungen beachten Vorkenntnisse der Studierenden und reflektieren Praxiserfahrungen. Sie berücksichtigen in Inhalt und Durchführung die unterschiedlichen Lebenssituationen von Männern und Frauen. Alle Studiengänge bieten die Möglichkeit zu individuellen Schwerpunktsetzungen und zielgerichteter Ausbildung für das spätere Berufsfeld. Im Bereich der Forschung an der Fachhochschule wird Studierenden die Möglichkeit zur Mitarbeit und Entwicklung eigener Forschungsinteressen gegeben.

Sein: Persönlichkeit entfalten

Studierende an der Theologischen Hochschule Elstal werden als ganze Person gefordert und gefördert. Die Lehrveranstaltungen, Praktika und die Campusgemeinschaft in Elstal fordern den ganzen Menschen in seiner Persönlichkeitsentfaltung heraus. Regelmäßige Feedbacks und Tutorien, Praktika, freiwillige Gesprächsgruppen und der persönliche Kontakt zu den Lehrkräften helfen den Studierenden, sich eigenverantwortlich dem Prozess der Persönlichkeitsentfaltung zu stellen. Geistliche Angebote wie Gottesdienste und Andachten auf dem Campus und die Nähe zahlreicher Gemeinden in Berlin und Brandenburg laden zur Entfaltung und Vertiefung von Frömmigkeitsformen und Spiritualität ein.

Tun: Verantwortlich handeln

Zum Studium an der Fachhochschule gehört, bereits im Studium praktische Fertigkeiten zu erlernen und verantwortliches Handeln einzuüben. Die Orientierung für das spätere Berufsfeld erfordert die theoretische und praktische Beschäftigung mit ethischen Fragen, Fragen der sozialen Verantwortung, der Geschlechtergerechtigkeit und der gesellschaftlichen Relevanz theologischer Erkenntnisse und ihrer praktischen Anwendung. Dies wird im Kontext des Studiums und der Lerngemeinschaft an der Theologischen Hochschule Elstal ermöglicht.

Das Fundament: Die Bibel

Quelle und Norm unserer wissenschaftlich-theologischen Arbeit ist die Heilige Schrift. In ihrem Zentrum steht die heilvolle Zuwendung des Gottes Israels zu allen Menschen in Jesus Christus als Retter und Herrn. Denn: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“ (Barmer Theologische Erklärung vom Mai

1934) Die Bibel ist Gottes Wort in Menschenmund. Deshalb gehört zum Hören auf Gottes Wort auch das Bemühen um ein geschichtliches Verständnis der Bibel. Theologie denkt den Wegen Gottes nach, auch jenen, die zur Entstehung der Heiligen Schrift geführt haben.

Der Weg: Gemeinsames Lernen

Das Miteinander von Lernenden und Lehrenden bestimmt das Leben auf dem Campus in Elstal. Dazu gehören sowohl der wissenschaftliche Diskurs als auch das persönliche Gespräch und das gemeinsame Gebet. Miteinander auf Gottes Wort und auf Glaubenszeugnisse aus der Geschichte der Kirche zu hören, sowie auf die drängenden Fragen der Gegenwart zu achten, bleibt eine beständige Herausforderung. Auf dem Campus kommen verschiedene Frömmigkeitstraditionen und Konfessionen sowie interkulturelle und internationale Erfahrungen miteinander ins Gespräch. Gemeinsam können neue Wege gefunden werden, das christliche Zeugnis heute lebendig zu verkündigen. Dazu tragen auch Bildungs- und Fortbildungsangebote anderer Campusinstitute als Praxispartner der Theologischen Hochschule bei.

Das Ziel: Die lebendige Ortsgemeinde

Die Sendung der christlichen Gemeinde besteht darin, Gottes Liebe und Gerechtigkeit durch Wort und Tat in unserer Gesellschaft zu bezeugen und Menschen dadurch zum Glauben an Jesus Christus einzuladen. Da das Evangelium am wirksamsten durch lebendige Ortsgemeinden zu den Menschen kommt, ist das Ziel der Studienangebote die Ausbildung von Männern und Frauen für den Dienst als ordinierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Gemeinden des Bundes Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden und darüber hinaus.

Die angebotenen Studiengänge

Die Theologische Hochschule Elstal bietet drei akkreditierte Studiengänge mit staatlich anerkannten Studienabschlüssen an:

Bachelor-Studiengang Evangelische Theologie

Der grundlegende Bachelor-Studiengang Evangelische Theologie dauert sechs Semester. Bei erfolgreichem Abschluss erhält man den Grad eines Bachelor of Arts (B.A.). Der Bachelor-Studiengang hat das Ziel, Grundlagen in theologischen, pastoralen und diakonischen Kompetenzen zu vermitteln und bietet im weiteren Verlauf erste Möglichkeiten, methodische Kenntnisse zu vertiefen. In der ersten Stufe des Studiengangs (1.-3. Semester) finden dazu Einführungen in alle Fächer der Theologie (Altes Testament, Neues Testament, Kirchengeschichte, Systematische Theologie, Praktische Theologie, Mission und Diakonie) sowie die Vermittlung von Kenntnissen in den biblischen Sprachen Griechisch und Hebräisch statt. Die zweite Stufe des Bachelor-Studiengangs (4.-6. Semester) ermöglicht, erste eigene Schwerpunkte im Theologiestudium zu setzen.

Master-Studiengang Evangelische Theologie

An der Theologischen Hochschule Elstal können alle Absolventinnen und Absolventen des Bachelorstudiengangs Evangelische Theologie ihr Studium im Master-Studiengang Evangelische Theologie (M.A.) fortsetzen. Der Master-Studiengang Evangelische Theologie ist anwendungsorientiert und vermittelt den Studierenden in vier Semestern vertiefte theologische Kenntnisse und Fähigkeiten sowie Handlungskompetenz für die spätere Berufstätigkeit als ordinierter Pastor oder ordinierte Pastorin. Dabei ist eine Schwerpunktsetzung in einem der vier zu diesem Studiengang gehörenden Fachgebiete (Biblische Studien; Christliche Geschichte und Lehre; Praktische Theologie; Mission und Diakonie) vorgesehen. Voraussetzung für die

Vermittlung in den pastoralen Dienst im Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden ist der erfolgreiche Abschluss dieses Master-Studiengangs.

Master-Studiengang Freikirchliche Diakonie

Der Master-Studiengang Freikirchliche Diakonie (M.A.) qualifiziert in einem viersemestrigen Präsenzstudium für die Berufstätigkeit als ordinierte Diakonin oder ordinierter Diakon. Die Bewerbung für diesen anwendungsorientierten Studiengang setzt den Abschluss eines sozialwissenschaftlichen Studiums mit mindestens einem Bachelorabschluss voraus. Der Master-Studiengang in Freikirchlicher Diakonie baut auf den vorhandenen Kenntnissen aus dem sozialwissenschaftlichen Bereich auf und vermittelt die für eine diakonische Tätigkeit notwendigen theologischen Kompetenzen. Eine den Vorkenntnissen angepasste Schwerpunktsetzung ist vor allem im Bereich der Diakoniewissenschaften durch die Auswahl von Lehrveranstaltungen und die Themenwahl der Masterarbeit möglich.

Praktika, Tutoriale Begleitung und Teilzeitstudium

Alle Studiengänge enthalten vorbereitete, begleitete und ausgewertete Praktika in Gemeinden, Missionswerken oder diakonischen Einrichtungen. Eine intensive Tutoriale Begleitung bereitet auf die Prüfungen und die Abfassung von Hausarbeiten vor, leitet darüber hinaus aber auch zur individuellen Vertiefungen in der Auseinandersetzung mit theologischen Fragestellungen an.

Sämtliche Studiengänge der Theologischen Hochschule Elstal sind auch in Teilzeit studierbar, sodass der Studienablauf an unterschiedliche Lebenssituationen angepasst werden kann.

Akkreditierungen

Alle Bachelor- und Master-Studiengänge der Theologischen Hochschule Elstal sind durch die Agentur für Qualitätssicherung durch Akkreditierung von Studiengängen e.V. (AQAS e.V.) akkreditiert. In allen Studiengangs-Akkreditierungen wird bestätigt, dass das Qualitätsniveau der Studiengänge den Bildungszielen gemäß dem Qualifikationsrahmen für deutsche Hochschulabschlüsse entspricht.

Bewerbung zum Studium

Die Studiengänge der Theologischen Hochschule Elstal beginnen jeweils zum Wintersemester jedes Jahres. Bei Hochschulwechseln ist ein Studienbeginn auch zum Sommersemester möglich. Die Bewerbungsfrist für das Wintersemester endet jeweils am 31. Juli eines Jahres. Informationen zu den notwendigen Bewerbungsunterlagen sowie den Angeboten der Hochschule in Forschung und Lehre finden sich auf der Homepage der Hochschule (www.th-elstal.de).

Vielfalt

Elstaler Impulse

Beiträge vom Kollegium der
Theologischen Hochschule Elstal:

Fremdheitserfahrungen Israels als Schlüssel zur Offenheit für Fremde
Michael Rohde

Das frühe Christentum und die Vielfalt ethnischer Herkunft
Carsten Claußen

Bunt – evangelisch – freikirchlich
Martin Rothkegel

Vielfalt von Kulturen – Vielfalt von Göttern?
Uwe Swarat

Die Mission der Gemeinde Jesu in vielen Kulturen
Michael Kißkalt

Mit Widersprüchen leben – Spannungen aushalten – Vielfalt Raum geben
Andrea Klimt

Sich über Vielfalt freuen
Olaf Kormannshaus

Vielfalt und Einmütigkeit – Gemeinden im Wandel
Ralf Dziewas

Vielfalt im Pastorenberuf
Volker Spangenberg